

Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie
Band: 44 (1954)
Heft: 4

Artikel: Die Gesellschaft Jesu
Autor: Pursch, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-404316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Gesellschaft Jesu

Idee und Gestalt

Das Wort «Jesuit» birgt nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch eine Fülle von negativen Vorstellungen und Kritiken in sich. Unter «Jesuitismus» meint man einen Gipfel von Verschlagenheit, Intrigantentum und Verstellungskunst. Man sieht in den Mitgliedern dieses Ordens die Verfügungstruppe des Papstes und seine geistliche Leibgarde unter tausend Masken. Man fürchtet ihre hohe Intelligenz und bangt vor ihrem grossen politischen, kulturellen und vor allem kirchlichen Einfluss. In den Kreisen ihrer eigenen Anhänger vergöttert man ihre Leistungen und hält sie für die klügsten, gebildetsten und «zu allem fähigen» Ordensleute.

Zweifellos besitzt der Jesuitenorden grosse geistige Potenzen, aber seine Macht und sein Einfluss liegen vor allem in dem Nimbus, der ihn umgibt. Er wird – so unglaublich und seltsam es klingen mag – gerade von den falschen Vorstellungen und Wertungen, die ihm ursprünglich schaden sollen, getragen, und die «Furcht vor dem schwarzen Mann», gepaart mit der Neigung zum Zwielightigen und Geheimnisvollen, stärkt allenthalben seine Positionen und verhüllt keusch seine Schwächen. Nichts kann dem Orden mehr nützen als Furcht und unsachliche Angriffe. Gerade in der gegenwärtigen Stunde und in diesem Raume wäre darum der Kampf gegen eine imaginäre Grösse verhängnisvoll und verderbenbringend. Darum ist es ein zwingendes Gebot, die Augen zu öffnen und Idee und Gestalt der Stiftung des Ignatius von Loyola kennenzulernen, wie sie wirklich ist und sein will.

1.

Die Idee des Ordens ist am deutlichsten in der Einleitung zu den «Konstitutionen» zum Ausdruck gebracht, die Ribadeneira, der Lieblingsjünger des Gründers, dem zweiten Korintherbrief (6, 4 ff.) nachgebildet hat: «Unser Beruf verlangt Männer, die der Welt gekreuzigt sind und denen die Welt gekreuzigt ist: neue Menschen, die sich von eigenen Neigungen entblössten, um Christus anzuziehen, die sich selbst starben, um der Gerechtigkeit zu leben; Männer, die nach dem Worte des heiligen Paulus als Gottes Diener sich erweisen in Mühen, Wachen und Fasten, durch Reinheit und

Wissen, durch Langmut und Güte, durch den Heiligen Geist und wahre Liebe und durch die Sprache der Wahrheit. Wir sollen mit den Waffen der Gerechtigkeit zu Schutz und Trutz, bei Ehre und bei Schmach, bei Schmähung und bei Lob, in Glück und Unglück, in Eilmärschen zum himmlischen Vaterland marschieren, mit allen erdenklichen Mitteln und Mühen andere mitreißen, die grösste Ehre Gottes immer suchend.» (Summa et scopus constitutionum ¹.)

Welches jugendliche Gemüt und welcher christlich empfindende Geist sollte sich bei einem solchen Ideal nicht begeistern und entzünden? Hier ist echte Christusnachfolge, christozentrische Frömmigkeit, aus dem Borne des göttlichen Wortes geschöpft. Darum ist auch der Name nicht von einem menschlichen Ordensgründer, sondern zum erstenmal in der Kirchengeschichte von Christus selbst genommen. Der Orden heisst in der ersten Zeit nicht «Gesellschaft», sondern «Compania de Jesus». In den Erläuterungen wird «Compania» mit Streiterschar, Fähnlein, «leichte Reiterei» wiedergegeben. Der Orden ist ja nicht nur der Selbstheiligung seiner Mitglieder verpflichtet, sondern in seiner Weltzugewandtheit darauf bedacht, das Seelenheil der Mitmenschen zu wirken und die Welt für Christus zu erobern. «Ziel dieser Gesellschaft ist es, nicht nur das Heil und die Vervollkommnung der eigenen Seele mit Gottes Gnade zu betreiben, sondern sich angelegentlichst mit dem Heil und der Vervollkommnung des Nächsten zu beschäftigen.» So lautet die 2. Regel des «Summariums», d. i. des Inbegriffs oder der Zusammenfassung der wichtigsten Satzungen ²).

Der Ursprung des Ordens entbehrt nicht einer gewissen Romantik. Eigentlich verdankt er einer Kanonenkugel seinen Ursprung, durch die dem späteren Gründer ein Bein zerschmettert wurde. Es ist, als wollte das sterbende Rittertum noch einmal im religiösen Bereich durch Iñigo von Loyola, der sich später Ignatius nennt, zu neuem Leben erstehen. Dieser Mann ist ein seltsames Gemisch aus Mittelalter und Neuzeit. Er stammt aus altem, aber verarmtem baskischem Adel, ist praktisch veranlagt, standhaft, nüchtern und selbstlos. Sein Ehrgeiz treibt ihn vorwärts auf der

Anmerkungen:

Die folgenden Seitenangaben beziehen sich auf den «Thesaurus spiritualis Societatis Jesu», Brugis, Sumptibus et Typis Societatis S. Augustini, Desclée De Brouwer et Soc. 1928:

(Die Texte wurden vom Verfasser übersetzt).

¹) S. 454.

²) S. 391.

Stufenleiter des Ruhmes: Er will eine hohe Stellung erringen als Offizier und an den Königshof berufen werden. Er ist erfüllt von den Idealen seiner Zeit und ganz und gar ihr Kind.

Diese Träume wurden jäh zerstört durch die Verwundung, die er im Jahre 1521 bei der Verteidigung der Festung Pamplona erlitt und die ihn für schmerzlich lange Wochen ans Krankenlager fesselte. Da Ritterromane nicht zur Verfügung stehen, beginnt er die «Vita Christi» des Ludolf von Sachsen und einige Heiligenleben zu lesen. Dadurch wird er nachdenklich gestimmt, aber noch immer ist er ein Mensch von zwei einander völlig entgegengesetzten Hälften. Die Traditionen des Rittertums und das Erbe des Mittelalters überhaupt, verbunden mit dem weitgreifenden Ehrgeiz des Adligen und Offiziers, bestimmten die Gestalt seiner Frömmigkeit. Er lebt in einem Dazwischen. In ihm ist gleichsam der Ehrgeiz heiliggesprochen, der zum dynamischen Motiv seiner eigenen Bekehrung und der späteren Ordensgründung wird. Vom Dienst am Reiche dieser Welt wendet er sich dem Dienst am Reiche Christi zu. Er sieht das wahre Rittertum jetzt – da er infolge seines lahmgeschossenen Beines nicht mehr Offizier und Ritter sein kann – im verachteten Dienste der Heiligen und schreckt vor Extremen nicht zurück. Er wirft nach seiner Genesung die Ritterrüstung von sich und hüllt sich in das Gewand des Bettlers und Pilgers. An die Stelle der Dame des Herzens tritt die Madonna, und auf dem Montserrat vor ihrem wundertätigen Bild hält er eine Nacht lang die Ehrenwache des neuen Rittertums, das er im Geiste vor sich sieht.

In der Einsamkeit von Manresa, einer Höhle in den Bergen, führt er darauf das Leben eines Einsiedlers. In Betrachtung und harter Busse entsteht hier sein «Exerzitienbuch», dessen Kernpunkt das «Magis», das «Mehr» im Dienste Gottes ist: die grössere Ehre Gottes! Die Exerzitien sind ein geistlicher Waffengang, ein psychologisch klug angelegtes Werk, kein Buch im gewöhnlichen Sinn, sondern Anweisung und Handreichung, Funken und Gedanken zur inneren Verarbeitung und Entflammung.

Allem voran steht das «Fundament» mit der klaren Zielrichtung: «Geschaffen ist der Mensch zu diesem Ziel, dass er den Herrn, seinen Gott, lobe, ihm Ehrfurcht erweise, ihm diene und dadurch gerettet werde. Die übrigen Dinge aber auf Erden sind geschaffen um des Menschen willen, dass sie ihm helfen in der Erlangung des Zieles, um dessentwillen er geschaffen wurde. Daraus folgt, dass man sich ihrer bedienen oder ihrer enthalten muss, soweit sie bei

der Erreichung des Zieles von Nutzen oder von Schaden sind. Darum müssen wir uns völlig gleichmütig gegen alle geschaffenen Dinge verhalten (soweit sie unserer freien Verfügung unterworfen sind und nicht verboten), so dass wir, soweit es an uns liegt, nicht *mehr* die Gesundheit verlangen als die Krankheit noch den Reichtum mehr als die Armut, die Ehre mehr als die Missachtung und ein langes Leben einem kurzen vorziehen. Vielmehr ist es sinnvoll, aus all dem das zu wählen und zu verlangen, was zum Ziele führt³⁾.»

In der ersten Woche der Exerzitien soll die Seele von allem gereinigt werden, was zwischen ihr und Gott steht. Die ewigen Wahrheiten leuchten vor dem Auge des Exerzitanten auf. Gericht und Hölle in mehrfachen Betrachtungsarten sollen die Seele heilsam erschüttern. Eine Generalbeicht soll unter das bisherige Leben einen endgültigen Schlußstrich ziehen. Entsprechende Anweisungen über die allgemeine und besondere Gewissenserforschung (Partikular-examen), der in der ignatianischen Askese eine hervorragende Bedeutung zukommt, sind beigelegt. Für viele Menschen sind die Erwägungen dieser ersten Woche die ausreichende Grundlage für die innere Umkehr und eine wesentliche Erneuerung der christlichen Lebensführung. Diese Gedanken werden in den landläufigen dreitägigen «Exerzitien» vorgelegt und sind gleichzeitig die Vorlage für die üblichen Volksmissionen.

In den folgenden drei Wochen wird das Leben Jesu in seinen drei Hauptabschnitten betrachtet, das die Motive zur Lebensreform bietet. Es beginnt der Höhenweg nach dem Beispiel Jesu Christi. Die Sehnsucht nach mehr, nach dem Höheren, nach dem Grösseren, nach dem Idealeren entbrennt: *maior Dei gloria!* Die Freiheit wird aufgerufen, das grosse Herz wird geweckt. Die Gnade der heiligen Begeisterung, der Bereitschaft für alles, der Liebe bis in den Tod soll dem Exerzitanten zuteil werden. Das Feuer ist angefacht, das brennen soll bis zum Ende der Tage.

Typisch ignatianische Betrachtungen, die auf eine echte und letztgültige Entscheidung hindrängen, sind in den Ablauf der Betrachtungen über das Leben Jesu hineinverwoben: Vom Reiche Christi, von den zwei Fahnen, von den drei Menschenklassen, von den drei Graden der Demut. Die Wahl oder Reformwahl ist der Mittelpunkt. Die Forderungen werden hoch und höher gespannt und das Ideal der christlichen Vollkommenheit und Heiligkeit ge-

³⁾ S. 34–36.

zeigt. Immer besser werden, mehr tun, mehr leiden nach dem Beispiel und der Lehre Jesu. Dabei werden sehr weise Regeln für christliche Verhaltensweisen erteilt, z. B. für eine richtige Lebenshaltung, für verschiedene seelische Regungen, für die Verteilung von Almosen, Bemerkungen über Skrupel und Regeln zum rechten Fühlen mit der Kirche, die allerdings zu Verstiegenheiten führen, wie etwa die dreizehnte: «dass wir mit der katholischen Kirche selbst in allem eines Sinnes seien und übereinstimmen, so dass wir etwas, was unseren Augen weiss erscheint, für schwarz erklären müssen, wenn sie es für schwarz erklärt ⁴⁾.»

Das Leiden und Sterben des Herrn erschüttert die Seele zutiefst, und seine Auferstehung und Himmelfahrt erfüllen den innerlich Gewandelten und zu einem neuen Leben Entschlossenen mit Jubel und Siegeszuversicht, die in der Beschauung zur Erlangung der wahren Liebe gipfelt.

Alle Fähigkeiten der Seele, des Verstandes, des Gemütes und der Sinne werden aufgeboten, den Menschen innerlich zu ergreifen und nicht mehr loszulassen. «Ewiger Herr des Alls, mit Deiner Gunst und Hilfe bringe ich mein Opfer dar vor Deiner unendlichen Güte, in Gegenwart Deiner glorreichen Mutter und aller Heiligen des himmlischen Hofes: Ich wünsche und verlange und mein reiflicher Entschluss ist es, sofern es nur zu Deinem besonderen Dienst und Lob gereicht, Dir zu folgen im Ertragen jeglicher Unbilden, jeglichen Schimpfes, jeglicher Armut, wirklicher wie geistlicher, wenn Deine heilige Majestät mich auserwählen und aufnehmen will zu solchem Lebensstande ⁵⁾.» So lautet das Schlussgebet in der Betrachtung vom Reiche Christi. Sind das nicht Höhepunkte wahrer christlicher Mystik und Frömmigkeit? Man hat darum die Exerzitien eine Hochschule der christlichen Liebe und wahrer persönlicher Heiligung genannt, vor der die geringfügigen menschlichen Mängel und Überspitzungen verblassen, die ihnen anhaften. Sie sind etwas allgemein Gültiges, aus dem Schosse des wahren Katholizismus aufgekeimt und geeignet, eine echte innere Erneuerung der Kirche hervorzurufen, wenn sie genuin gehalten werden ohne die üblichen Verunstaltungen, nicht nur für die römische Kirche brauchbar und für den Orden selbst immer wieder die wahre Quelle seiner Kraft. In der abschliessenden Betrachtung zur Erlangung der wahren Liebe, gleichsam als vollster Akkord, steht folgendes,

⁴⁾ S. 242 und S. 450.

⁵⁾ S. 89.

zutiefst ergreifendes Gebet: «Nimm hin, o Herr, meine ganze Freiheit. Nimm mein Gedächtnis, meinen Verstand, meinen ganzen Willen. Was ich habe und besitze, hast Du mir geschenkt. Ich stelle es Dir wieder ganz und gar zurück und übergebe alles Dir, dass Du es lenkest nach Deinem Willen. Nur Deine Liebe schenke mir mit Deiner Gnade, und ich bin reich genug und verlange nichts weiter⁶⁾.»

Hier wurzelt die Eigenart der jesuitischen Frömmigkeit. Von hier aus wäre eine gesunde Erneuerung der Kirche, eine wahre «Reformation an Haupt und Gliedern», möglich gewesen.

Ignatius will Gott dienen, und zwar in besonderer Weise. Und da er sieht, dass das nicht möglich ist ohne entsprechende Bildung, unterzieht er sich mit dreissig Jahren noch den Mühen der Lateinschule und später des Universitätsstudiums, das ihm keine geringe Anstrengung bereitet. Gar bald beginnt er Gefährten um sich zu sammeln und gerät auch sehr schnell in unliebsame Bekanntschaft mit der Inquisition. Ignatius erkennt, dass die herkömmliche Form des Klosterlebens seinem neuen Ideal nicht gerecht wird. Wenn er darum im Jahre 1534 sich und seine sechs ersten Gefährten zu Armut, Keuschheit und einer Pilgerreise nach Jerusalem verpflichtete, so stellte er sich damit in bewussten Gegensatz zur «Stabilitas loci» (Beständigkeit des Ortes) der alten Orden benediktinischer Prägung mit ihrer Bindung an das Monasterium als einer Vorstufe und Vorhalle zur himmlischen Heimat, in seiner Art oft recht irdisch anmutend wegen seiner Geborgenheit und der Sicherstellung aller Lebensbedürfnisse. Er entwickelt den Typ des «fahrenden Klerikers» und gibt ihm als Ideal die Dynamik.

Als die Türkenkriege die Pilgerfahrt nach Jerusalem unmöglich machten, stellten sich die ersten «Jesuiten» dem Papste unmittelbar zur Verfügung. Ob in Ignatius zu solchem Handeln nicht die oft sehr üblen Erfahrungen mit den bisherigen Orden und den Bischöfen den gewichtigsten Ausschlag gaben? Sicherlich hatten sie keinen geringen Einfluss darauf. Idee und Gestalt des Ordens wuchsen aus den Zeitumständen heraus. Ignatius hatte durchaus keinen fertigen Schlachtenplan in der Tasche. Auch blieb er zeit seines Lebens ein grosser Feind von Regeln und Gesetzen. Er ist vielmehr der Offizier, der einer beweglichen Kriegführung den Vorzug gibt und alle Fäden fest in seiner Hand hält.

⁶⁾ S. 171.

2.

Erst nach langen Beratungen mit seinen Gefährten und im Gehorsam gegen den Papst kann er sich dazu verstehen, Regeln für ein gemeinsames Leben abzufassen. «Da die höchste Weisheit und Güte Gottes, unseres Schöpfers und Herrn, diese geringste Gesellschaft Jesu in seinem heiligen Dienste erhalten, leiten und fördern wird, wie er sie in seiner Gnade gegründet hat, so wird doch von unserer Seite das innere Gesetz der Liebe, das der Heilige Geist zu schreiben und den Herzen einzuprägen pflegt, mehr als alle äusseren Satzungen dazu verhelfen. Doch weil die liebevolle Weisung der göttlichen Vorsehung die Mitwirkung seiner Geschöpfe verlangt und weil der Stellvertreter Christi unseres Herrn es so fordert und das Beispiel der Heiligen und die Vernunft selbst uns also im Herrn lehren, so halten wir es für notwendig, Satzungen abzufassen, die uns dazu helfen sollen, besser auf dem angefangenen Wege des Dienstes Gottes fortzuschreiten nach der Eigenart unseres Institutes.» (1. Regel des Summariums ⁷.)

Zu den drei Mönchsgelübden fügt er das Gelübde des besonderen Gehorsams gegen den Papst hinzu – wohl nicht zuletzt aus nüchtern berechneter Klugheit, dann eher die päpstliche Bestätigung für so viel neue und unerhörte Dinge zu erhalten. Nach dem Willen des Ignatius haben wir es hier auch nicht mit einer üblichen und ins einzelne gehenden Ordensregel als mit einem bestimmten Geist und einer eigenwilligen Strategie zu tun. Er wendet die militärischen Erkenntnisse der beginnenden Neuzeit auf das Reich Gottes an.

Die Konstitutionen des neuen Ordens wurden am 27. September 1540 von Papst Paul III. gebilligt und feierlich bestätigt. Es war die Revolution des Mönchtums. «Es ist unser Beruf, verschiedene Orte zu durchwandern und in jedem Lande der Welt unser Leben zuzubringen, wo der grössere Dienst Gottes und Hilfe für die Seelen erhofft wird.» (3. Regel des Summariums ⁸.) «Die äussere Lebensweise ist aus gerechten Gründen und immer im Hinblick auf den grösseren Dienst Gottes die gewöhnliche und verpflichtet zu keinerlei ordentlichen Busswerken und körperlichen Züchtigungen, sondern diejenigen kann jeder auf sich nehmen, die ihm mit Erlaubnis des Obern zu grösserem geistlichem Fortschritt gereichen und die ihm zum gleichen Zweck die Obern auch auferlegen kön-

⁷) S. 391.

⁸) S. 391.

nen.» (4. Regel des Summariums⁹⁾.) Das schützende Kloster ist damit verlassen. «Der Mönch tritt über die Schwelle» und legt sogar das Ordenskleid ab. Der Jesuit soll das alles in seinem Herzen tragen.

Niemals wären diese Konstitutionen päpstlicherseits gebilligt worden, wäre nicht die Krise der abendländischen Reformation und die Türkengefahr so drohend vor dem verweltlichten und ernstlich ins Wanken geratenen Papsttum gestanden. Nur in diesem Sinne kann von einem Zusammenhang zwischen Reformation und Jesuitenorden gesprochen werden. Ignatius hat seinen Orden nicht gegen die Reformation gegründet. Das leuchtet aus den bisherigen Ausführungen ein und steht historisch einwandfrei fest, aber die neue Streiterschar wurde durch ihre besondere Struktur in hervorragendem Masse für Gegenaktionen befähigt, vor allem durch ihr viertes Gelübde, dem Papste für besondere Aufträge immer zur Verfügung zu stehen. Der Orden wuchs mit seinen Zielen und stellte sich immer auf die jeweils grösste und dringendste kirchliche Aufgabe ein.

Selbstverständlich blieb das ursprüngliche Institut nicht unverändert. Wir haben es dabei nicht immer mit ignatianischen Ideen zu tun. Epigonen, wie Franz Borgia, der frühere Herzog von Gandia, und vor allem Claudius Aquaviva, verfälschten in vielen Dingen das ausgesprochen Ignatianische, und auch die päpstliche Kurie versuchte wiederholt wesensfremden Elementen Eingang in die Ordensverfassung zu verschaffen.

3.

Die Armut wird nur in geringfügigen Dingen gewahrt, während alle Ansprüche sichergestellt sind. «Die Armut, als feste Mauer des Ordensstandes, ist wie eine Mutter zu lieben und in ihrer Reinheit zu bewahren, soweit das unter Leitung der göttlichen Gnade nur immer möglich ist¹⁰⁾.» So verlangt es die 23. Regel des Summariums. Doch schon zu Ignatius' Zeiten wurden hier im Interesse der Arbeit viele Abstriche gemacht. Es herrscht eine ausgesprochen gehobene Lebenshaltung. Die ursprünglichen Professhäuser, die nichts besitzen durften, sind heute allenthalben aufgegeben. Die Kollegien und Probationshäuser waren jederzeit ausgezeichnet fundiert, besitzen zumeist grosse Ländereien, Aktien und andere Wertanlagen. Unter diesen Umständen ist es eigentlich unverantwortlich, sich als Bettelorden zu bezeichnen, um Gaben anzuhalten und von

⁹⁾ S. 391.

¹⁰⁾ S. 395.

selbst Bedürftigen die letzten Ersparnisse anzunehmen. Schlicht ist zumeist nur die Einrichtung der Häuser, schlicht die Kleidung und die Wäsche, aber üppig die Mahlzeiten und die Erholungsaufenthalte und gross die Ansprüche der einzelnen auf gewisse Annehmlichkeiten in Speise, Trank und Nikotin. Darum gibt es ein frivoles Wort: «Wir *geloben* die Armut, *halten* mögen sie andere!» Und der Spottvers trifft einen wahren Sachverhalt: «*Jesuitae, bonae vitae, edunt carnes, bibunt vinum et non cantant Matutinum.*» (Deutsch etwa so: Jesuitenleben, gutes Leben, essen Fleisch und trinken Wein, lassen das Singen der Metten sein.)

Ignatius will die starre Regel der alten Orden durch die Anordnung des lebendigen Obern ersetzen, von dem er allerdings ein Übermass von Klugheit, Menschenführungskunst und persönlicher Seelengrösse verlangt. Immer wieder begegnen wir daher in den Regeln Wendungen wie diesen: «Soweit es dem Obern gefällt» oder «Wenn es der Obere nicht anders bestimmt». Das ist eine ganz ungewöhnliche Machtfülle, die eigentlich widerspruchsvoll erscheint bei einem Menschen, der selbst ein «*homo religiosus*» sein will. Der Obere wird als «Stellvertreter Gottes» gesehen. (Ein Analogon und das äusserste Extrem dieser Auffassung in der neueren Kirchengeschichte finden wir bei der Sekte der «Neuapostolischen», wo der lebende Apostel sogar das Wort Gottes in der Bibel verbessern und aufheben kann.)

Die 31. Regel des Summariums lautet daher: «Es wird vor allem zum Fortschritt beitragen und ist sehr notwendig, dass sich alle einem vollkommenen Gehorsam hingeben, indem sie den Obern (wer immer er sei) als Stellvertreter Christi unseres Herrn anerkennen und ihm mit innerer Ehrfurcht und Liebe folgen, indem sie nicht nur in der äusseren Ausführung dessen, was er auferlegt, ganz, bereitwillig, tapfer und mit der schuldigen Demut gehorchen, mag er auch Schweres und den Sinnen Widerstrebendes befehlen; sondern auch versuchen, innerlich zuzustimmen und die aufrichtige Verleugnung des eigenen Willens und Urteils zu gewinnen, ihren Willen und ihr Urteil mit dem, was der Obere fühlt und will, in allem ganz in Einklang zu bringen (wo keine Sünde erblickt wird). Sie sollen den Willen und das Urteil des Obern zur Richtschnur ihres Willens und Urteils machen, damit sie um so mehr der ersten und höchsten Richtschnur alles guten Willens und Urteils gleichförmig werden, nämlich der höchsten Güte und Weisheit ¹¹⁾.»

¹¹⁾ S. 396.

Der Gehorsam ist hier das Fundament der übrigen Gelübde. Wenn der Benediktiner das *opus Dei* in der Liturgie über alles setzt und der Franziskaner in selbstlosem Idealismus die Armut über alles liebt, so opfert der Jesuit seinen eigenen Willen nach dem Vorbild seines Meisters und Königs. «Er erniedrigte sich selbst, indem er gehorsam wurde bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze.» (Phil. 2, 8.) Nicht die «*stabilitas*», nicht die Beständigkeit, nicht die Zurückgezogenheit und Ruhe klösterlicher Selbstzufriedenheit, sondern die Beweglichkeit und Dynamik sind das Ideal. Der Gehorsam ist darum zur Aufrechterhaltung der Disziplin notwendiger als anderswo.

Er wird viel missverstanden und enthält auch viele Ansätze zu verhängnisvollen Irrtümern, doch nach dem Geiste des Ordensgründers sollte dadurch an die Stelle überholter und erstarrter Regeln und Verfassungen die Lebendigkeit persönlicher Entscheidung und Verantwortung gesetzt werden. Die Regeln verpflichten nicht unter Sünde. Der Obere steht über der Regel und kann unter Umständen auch gegen sie befehlen, aber er steht nicht ausserhalb der Moral. Das wäre ein Missverständnis, das jederzeit aus dem Schrifttum des Ordens widerlegt werden kann. Es wird auch nicht sofort im heiligen Gehorsam befohlen, d. h. unter Verpflichtung des Gelübdes. Es genügt ein Wunsch und Wink des Oberen. (Vgl. die 33. Regel des Summariums¹²⁾!). Die Disziplin ist darum einzigartig. Ein bewährter Oberer konnte nach mehr als dreissigjähriger Tätigkeit in verschiedenen und sehr verantwortungsvollen hohen Stellungen sagen, dass er nur *zweimal* im heiligen Gehorsam befehlen musste.

Was hat es nun für eine Bewandnis mit dem viel genannten «Kadavergehorsam»? Anlass dazu gibt die 36. Regel des Summariums, wo es heisst: «Jeder, der unter dem Gehorsam lebt, soll überzeugt sein, dass er sich von der göttlichen Vorsehung durch die Oberen so lenken und leiten lassen muss, als wäre er ein Leichnam, der sich überallhin tragen und sich in jeder Weise behandeln lässt, oder wie der Stab eines Greises, der dem, der ihn in der Hand trägt, zu jedem beliebigen Gebrauche dient¹³⁾.» Eine viel verlästerte Regel, die aber einen Grenzfall vorsieht! Der Gehorsam des Jesuiten ist durchaus nicht so ungeistig, wie es etwa der militärische Gehorsam in Preussen und anderswo ist oder war. Es werden keine sinnlosen

¹²⁾ S. 396/397.

¹³⁾ S. 397.

Dinge befohlen. Doch für den Fall, dass der Untergebene die Weisung des Obern nicht begreift, muss er *gegen* seine bessere Einsicht, aber nicht gegen sein Gewissen gehorchen.

Nach meiner Einsicht liegen die eigentlichen Irrungen auf einem anderen Gebiet. Der Gedanke der Stellvertreterschaft des Obern, seine absolute Machtfülle und Autorität, die zentralisierte Organisation – den alten Orden eigentlich noch bis in unsere Tage völlig fremd – werden folgerichtig weiter entwickelt und finden später ihre Krönung in der Dogmatisierung der Unfehlbarkeit und absoluten Autorität des römischen Bischofs als des Stellvertreters Christi. Diesen Gedanken hat Ignatius aus der modernen militärischen Organisation entlehnt und auf das Kirchliche übertragen. Die Monasterien der alten Orden sind noch immer Urbilder der altkirchlichen, konziliaren und apostolischen Verfassung durch ihre Autonomie und das alleinige Wahlrecht ihrer Kapitularen. Trotz aller Macht besitzt der Abt wie einst der Bischof der alten Kirche und später der Papst als Primas des Abendlandes nur einen Primat dienender Liebe in Demut und Entsagung. Gregor der Grosse betrachtet sich als «*servus servorum Dei*» (Diener der Diener Gottes), gleichsam als Diakon des Gesamtepiskopates. Hier hat Ignatius eine Akzentverschiebung verursacht, die der weiteren Entwicklung der Kirche zum Verhängnis wurde. Vielleicht konnte er es selbst noch nicht ahnen, was dadurch ausgelöst werden sollte. Er selbst stand ganz unter dem Eindruck der damals modern gewordenen militärischen und staatswissenschaftlichen Theorien. Der «*Principe*» des Macchiavelli wird zunächst im Ordensobern und später im absolut regierenden Papst ins Kirchliche übertragen. Hier erreicht der Absolutismus seinen unbestrittenen Gipfelpunkt. Ein Gedanke, der dem Reiche Gottes wesensfremd sein muss, der aber diesem in verspäteter Ritterromantik lebenden, zwischen Welt und Kloster pendelnden, geistlichen Strategen kaum zum Bewusstsein kommt, da er nur die augenblicklichen Erfolge dieses Systems in Rechnung stellt und das Herrenwort überhört: «*Ihr sollt nicht so sein; sondern der Grösste unter euch werde wie der Kleinste und der Gebietende wie der Dienende.*» (Luk. 22, 26.)

Man kann nicht leugnen, dass die ignatianische Ordensverfassung eine zunächst glückliche Mischung monarchisch-demokratischer Elemente zu sein scheint, doch werden Obere mit Eigenschaften, wie Ignatius sie fordert, immer nur selten zu finden sein. In Zeiten wie den gegenwärtigen mit ihrem offensichtlichen Mangel

an Führerpersönlichkeiten wird darum ein Institut, das ganz auf dem Prinzip der Autorität des Obern aufgebaut ist, entweder sich selbst aufheben müssen und doch zur leblosen Regel erstarren oder durch die Hände unfähiger Obern noch Schlimmeres heraufbeschwören. Wenn vielleicht in den alten Orden noch die Regel schützend und korrigierend, eben als Regulativ, eingreift, dann zeigt sich hier oft die ganze Tragik menschlicher Unzulänglichkeit und verhängnisvollsten Versagens.

Schon zu Lebzeiten des Ignatius wurden diese Schwächen offenbar. Er musste bereits mit der Unfähigkeit seiner Obern rechnen und hat darum den übernatürlichen Wert der Tugend des Gehorsams in seinem berühmt gewordenen Gehorsamsbrief besonders herausstellen müssen: «Wenn der Obere dagegen weniger Umsicht und Klugheit besitzt, so darf doch im Gehorsam nicht nachgelassen werden, nachdem er doch der Obere ist. . . und er selbst (Gott) wird ergänzen, was seinem Diener mangelt, ob es ihm nun an Tugend oder anderen Geistesgaben gebricht. Daher fügt Christus der Herr, nachdem er mit beredten Worten ausgesprochen hat: ‚Auf dem Lehrstuhl des Moses haben die Schriftgelehrten und Pharisäer Platz genommen‘ sogleich hinzu: ‚Alles, was sie euch sagen, das haltet und tut, jedoch nach ihren Werken handelt nicht ¹⁴⁾!‘»

Am bedenklichsten und verhängnisvollsten sind jedoch die Eingriffe in das Gewissen des einzelnen und der Zwang im seelischen Bereich. Bei aller Mühe um die rechte Leitung und Lenkung durch den Obern wird gegen die biblische Weisung verstossen und obendrein das Intrigantentum gesetzlich geschützt. «Zum grösseren geistlichen Fortschritt und insbesondere zur grösseren Unterwürfigkeit und eigenen Verdemütigung muss jeder damit zufrieden sein, wenn alle Fehler und Verirrungen und überhaupt alles, was an ihm bemerkt und beobachtet wurde, den Obern durch jeden, der ausser der Beicht davon Kenntnis bekam, angezeigt werden.» (9. Regel des Summariums ¹⁵⁾.) «Alle sollen sich gerne von andern ermahnen lassen und zur Besserung der andern beitragen und bereit sein, einander ihre Fehler anzuzeigen mit der nötigen Liebe zum grösseren geistlichen Fortschritt, besonders, wenn es der Obere, dem sie unterstehen, zur grösseren Ehre Gottes befiehlt oder danach fragt.» (10. Regel des Summariums ¹⁶⁾.)

¹⁴⁾ S. 431.

¹⁵⁾ S. 392.

¹⁶⁾ S. 393.

Vor jeder besonderen Aufgabe, vor Abschluss des Noviziates und Ablegung der Gelübde und der Beendigung der einzelnen Studienabschnitte werden Informationen von vier völlig unbekannt bleibenden Mitgliedern eingeholt, die streng geheim behandelt werden und ganz ins einzelne gehende Fragen zur Beantwortung enthalten.

Auch stehen die Berater der Obern (immer ohne Stimmrecht) mit dem nächst höheren Obern und dem General in unmittelbarer Verbindung, um über alle Massnahmen des Obern Bericht zu erstatten. Das ergibt eine fast unwahrscheinlich umfassende Überwachung.

Ein Briefgeheimnis besteht nicht. Vor dem Obern gilt überhaupt kein Geheimnis, nicht einmal das eigene Gewissen, das zu meist einmal im Jahr dem jeweiligen Hausobern und einmal zur Visitation dem Provinzobern geoffenbart werden muss. «Wer immer dieser Gesellschaft im Herrn folgen und in ihr zur grösseren Ehre Gottes verbleiben will, muss unter dem Siegel der Beicht oder der Verschwiegenheit oder wie immer es ihm gefällt und ihm zu grösserem Troste gereicht, sein Gewissen mit grosser Demut und Liebe offenbaren, ohne irgend etwas zu verheimlichen, womit er den Herrn des Alls beleidigt hat. Er muss über sein ganzes verflossenes Leben und zumindest über die Dinge von grösserer Bedeutung dem jeweiligen Obern der Gesellschaft oder einem von den Obern oder auch einem Untergebenen, den er bestimmt, vollständige Rechenschaft ablegen. Und so muss jeder alle sechs Monate, von der letzten angefangen, Rechenschaft über sich ablegen. So scheint es auch zweckmässig, dass die formierten Coadjutoren und die Professoren einmal im Jahr und öfter, wie es dem Obern gut scheint, Gewissensrechenschaft in der angegebenen Weise ablegen» So lautet der Text der 40. Regel des Summariums. Nach der 41. Regel müssen sie sogar ihre Versuchungen offenbaren ¹⁷⁾).

Es braucht nicht eigens betont zu werden, welcher unerträglicher Gewissenszwang dadurch beschworen ist, der dem neu eintretenden Mitglied zunächst gar nicht so bewusst wird und sich erst in späteren Jahren voll auswirkt. Bei dem dauernden Wechsel der Obern ist bald jeder mit dem Gewissenszustand des andern vertraut. Spitzelwesen und üble Aufpasserei, Einmischung in die privateste Sphäre sind damit legalisiert und zu Mitteln der Selbstheiligung erklärt.

¹⁷⁾ S. 398.

Alles Wesentliche wird in die Personalakte eingetragen und mit den Informationen aufbewahrt. Darum wird die Personalakte eines Mitglieds, das zum Provinzial ernannt ist, vor dem Amtsantritt vernichtet, damit der Ernante nicht gegen seine Gegner vorgehen kann, wozu übrigens hier die einzige Möglichkeit bestünde.

Die Wahl des Beichtvaters soll frei sein, doch haben in der Regel die Novizen bei ihrem Novizenmeister, die Scholastiker (Studierenden) bei ihrem Spiritual zu beichten und können nur mit Erlaubnis des Obern einen andern Beichtvater aufsuchen. Mehr als einmalige wöchentliche Beichte (sog. Andachtsbeichte) führt notwendig zur Verkennung und Entwertung des Bußsakramentes und darüber hinaus zu einer Seelenführung ohne Seele, vor allem in kleineren Häusern, wo man einander beichtet. Täglich zweimalige Gewissensforschung in der Dauer von je einer Viertelstunde am Mittag und Abend, wöchentlich ein- bis zweimalige Beichte und monatlich, zumeist am ersten Sonntag des Monats, angestellte Überprüfung des Gewissenszustandes nach Mass und Zahl, dazu die zweimalige Gewissensrechenschaft vor dem Obern und eine Generalbeicht während der Exerzitien und bei jüngeren Ordensmitgliedern ausserdem bei den zwei Gelübdeerneuerungstriduen zeugen von einer ernst genommenen, aber doch wohl falsch verstandenen Askese.

Das dauernde Zerwühlen und Erforschen des Gewissens bringt eine ungesunde und im Grunde auch unchristliche Haltung hervor, die entweder zur Abstumpfung führt und die Milde des Molinismus zum Deckmantel der eigenen Laxheit gebraucht oder zu perverser Skrupulantentum und nur selten zu wahrer Selbstheiligung erzieht. Jedenfalls wird dadurch gerade das christliche Erlösungsbewusstsein verleugnet.

Das sogenannte und spezifisch jesuitische «Partikularexamen», die besondere Gewissenserforschung, die sich mit der Ablegung eines bestimmten Fehlers oder der Aneignung einer bestimmten Tugend beschäftigt, scheint logisch sehr einleuchtend und erfolgversprechend zu sein, widerspricht jedoch der primitivsten Psychologie, unterliegt zumeist der menschlichen Unzulänglichkeit und wirkt schliesslich entmutigend.

4.

Die Elastizität der ursprünglichen Verfassung wird wesentlich eingeengt durch die «Consuetudinarien» (= Gewohnheitensammlungen) der einzelnen Provinzen und Häuser, die der Tages- und

Hausordnung und überhaupt dem ganzen Ordensleben das letzte Gepräge geben. Gerade darin sind viele Rückfälle ins ausgesprochen Anti-Ignatianische zu erkennen. So haben sich zwei Typen innerhalb des Ordens ausgebildet: *a)* der «vermönchte» und fast nur innerhalb der Ordenshäuser wirkende und mögliche Typ des frommen und «braven» Ordensmannes und *b)* der Typ des «vaganten Mönches», der ausserhalb des Klosters wirkt und der alles und jedes zu betreiben scheint; das Bild, das man sich im allgemeinen von einem Jesuiten macht und das zumeist ganz und gar nicht stimmt. Es gibt davon nur einige Einzelgänger, die zumeist in den eigenen Reihen schwer ertragen und beargwöhnt werden.

Nach den «Konstitutionen» unterscheiden wir ausser den in der Ausbildung befindlichen Mitgliedern vier Grade:

1. Die Professoren der vier feierlichen Gelübde. Sie stellen die Elite des Ordens dar, den inneren Kern. Aus ihren Reihen müssen die höheren Obern genommen werden (Rektoren der Studienhäuser, Provinziäle, Assistenten und der General, selbstverständlich auch die Professoren der Theologie und Philosophie). Sie geniessen die beste wissenschaftliche Ausbildung.

2. Die Professoren der drei feierlichen Gelübde, die für besondere Verdienste um den Orden aus den formierten Koadjutoren ausgewählt werden können. Diese Klasse kommt aber kaum noch vor.

3. Die geistlichen Mitarbeiter (Coadiutores spirituales), die weit- aus in der Mehrzahl vorhanden sind und eigentlich die praktisch Begabten darstellen. Sie erhalten eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung, doch ohne Erlangung des Höchstzieles. Aus ihnen werden die Obern der kleineren Häuser, der Konvikte, ja oft selbst die Novizenmeister genommen. Besonders Begabte und Bewährte dieses Grades werden manchmal nachträglich zu Professoren der vier feierlichen Gelübde erhoben, z. B. wegen der Fähigkeit als Oberer («propter donum regnandi») oder wegen der Fähigkeit als Prediger («propter donum concionandi») usw.

4. Die Laienbrüder (Coadiutores temporales), die dem Orden in den häuslichen Arbeiten und als Handwerker dienen, manchmal auch als Sekretäre tätig sind. Ausser dem zweijährigen Noviziat erhalten sie keine weitere Ausbildung.

Der Jesuitenorden wird von einem auf Lebensdauer gewählten General geleitet. Seit dem 15. September 1946 steht der Belgier *Johannes B. Janssens* an der Spitze des Ordens. Er wird bei seiner

Arbeit von acht Assistenten unterstützt, die der General meist auf längere Zeit beruft. Jeder Assistent bearbeitet mehrere Provinzen. Zur deutschen Assistenz gehören z. B. die oberdeutsche, niederdeutsche und ostdeutsche Provinz, Österreich, Schweiz, Holland, Lettland-Estland, Litauen, Ungarn und die Vizeprovinz (früher Mission) Japan. An der Spitze der Provinz steht der Provinzial, der vom General ernannt ist und meist nach dreijähriger, spätestens sechsjähriger Amtsdauer wieder abberufen wird. Augenblicklich gibt es 55 Provinzen und Vizeprovinzen und 53 Missionen. Die Schweizer, die früher zur oberdeutschen Provinz als «dispersi» zählten, wurden nach dem Krieg zu einer eigenen Verwaltungseinheit zusammengeschlossen.

Die örtlichen Obern, die ebenfalls der General ernennt – allerdings nach Anhörung des Provinzials – wechseln auch nach 3 oder 6 Jahren. Die Professhäuser werden von einem Präpositus (Propst), die Kollegien und Probationshäuser von einem Rektor und die kleineren Niederlassungen (Residenzen) von einem Superior geleitet. Jedes Haus besitzt einen Spiritual, der zumeist auch «Admonitor» (Ermahner) des Obern ist und dem die seelische Betreuung des Hauses obliegt. Für die äussere Ordnung ist der «Minister» verantwortlich, und die Finanzen verwaltet der «Procurator». Die Ausbildung der Novizen obliegt dem Novizenmeister, die der Probationäre dem «Instructor», der zumeist vorher Provinzial gewesen sein muss.

5.

Einen aufschlussreichen Einblick in das Gefüge des Ordens gewährt der Ablauf der Ausbildung. Hier wird mit einer gewissenhaften und vorbildlichen Gründlichkeit zu Werke gegangen.

Zwei Jahre Noviziat nach Abschluss des Gymnasiums legen das religiöse Fundament. Neben den dreissigtägigen Exerzitien werden Unterweisungen gehalten über die Regeln, das Ordensrecht und die Ordensgeschichte. Dem betrachtenden Gebet wird täglich morgens eine ganze und abends eine halbe Stunde gewidmet. Die Vorbereitung zur Betrachtung (Punkte) wird durch den Novizenmeister gegeben. Dazu treten mehrere geistliche Lesungen: eine halbe Stunde aus Rodriguez, «Übung der christlichen Vollkommenheit» (einem wahrhaft entsetzlichen und mittelalterlich anmutenden Buch), eine halbe Stunde Lesung aus Heiligenleben, eine Viertelstunde Lesung aus der «Nachfolge Christi» des Thomas von Kempen

und eine weitere halbe Stunde aus einem mehr systematischen asketischen Werk und eine kurze Lesung aus den «Scintillae» (Funken und Sentenzen) des Ignatius.

Während des Noviziates werden in eigenen Unterrichtsstunden die klassischen Sprachen unter dem rhetorischen Gesichtspunkt gepflegt, Probepredigten und Probekatechesen gehalten. Daneben gehören täglich zehn Minuten der Morgengymnastik, wird eine gesunde Körperpflege betrieben und durch Gartenarbeit, Mithilfe in der Küche, Hausarbeit, Tischdienst und Krankenpflege auch der praktische Sinn gefördert. Zwei kürzere Spaziergänge in der Woche und ein ganzer Tag auf einem Landgut («Villatag») schaffen den nötigen Ausgleich zur geistigen und gewiss nicht leichten seelischen Inanspruchnahme.

Nach zweijähriger Bewährung wird der also Erprobte zu den einfachen und für ihn, aber nicht für den Orden ewigen Gelübden zugelassen.

Nun ist das junge Mitglied, das seit dem Eintrittstag an allen Privilegien des Ordens Anteil hat, «Scholastiker» und wird in ein Studienhaus (Kolleg) des Ordens versetzt, um hier zunächst einem dreijährigen Studium der Philosophie zu obliegen, das auch die Grenzwissenschaften umfasst, wie Biologie, Physik, experimentelle Psychologie und höhere Mathematik. Die Prüfungen sind sehr streng und werden immer vor einer viergliedrigen Kommission abgelegt. Durch die Zugehörigkeit der Ordensfakultäten zur gregorianischen Universität in Rom, wenn nicht ohnedies im Rahmen einer Universität oder theologischen Hochschule, werden hier auch die akademischen Grade erworben.

Nach Abschluss des philosophischen Studiums wird der «Magister» zur Erprobung seiner Fähigkeiten einem Gymnasialkonvikts als «Präfekt» (Erzieher) überwiesen. Unter der Leitung eines erfahrenen Erziehers (Generalpräfekten, Regens) wird ihm eine Abteilung (Division) von Schülern übertragen, die er zu leiten hat und für die er in allem verantwortlich ist. Auch kann er in dieser Zeit zum Unterricht in Gymnasialfächern herangezogen werden, für die er besonders geeignet und ausgebildet ist. Diese Erprobungszeit dauert in der Regel zwei Jahre, kann aber auch auf drei bis vier Jahre ausgedehnt werden, wenn Bedarf an Erziehern vorliegt.

Nachher widmet er sich dem eigentlichen theologischen Studium entweder je nach bestandener Abschlussprüfung in der Philosophie im akademischen oder gewöhnlichen Kurs, wobei auch der

gewöhnliche Kurs schon viel höhere Anforderungen stellt als in anderen Studiengängen und volle acht Semester dauert. Nach sechs Semestern Theologie wird gewöhnlich die Priesterweihe erteilt. Nachher steht noch ein Jahr zur Vorbereitung des «Gradus» oder der Abschlussprüfung zur Verfügung. Im sogenannten «Gradus» wird das gesamte Gebiet der Theologie und Philosophie zur Prüfung verlangt. Die Anforderungen übersteigen bei weitem diejenigen des theologischen Doktorgrades.

Unmittelbar nach dem theologischen Abschluss oder auch erst nach einigen Jahren, je nach Bedarf des Ordens, folgt das Jahr der dritten Probation. In zehn Monaten ist noch einmal Gelegenheit für die dreissigtägigen Exerzitien, für Unterweisungen aus der Aszetik und dem Ordensrecht. Dabei werden auch körperliche Arbeiten verrichtet wie im Noviziat und durch erniedrigende Dienstleistungen Demut und Selbstverleugnung geübt.

Erst nach der dritten Probation werden die ewigen Gelübde abgelegt: Wer den «Gradus» bestanden hat, legt vier feierliche und wer nicht die drei öffentlichen Gelübde ab. Im übrigen unterscheiden sich diese Grade nach aussen nicht, und zumeist wissen die Einzelnen noch nicht einmal voneinander, welchen Grad sie einnehmen.

Im gewöhnlichen Ordensleben werden alle gleich behandelt, und jeder muss selbst zugreifen im Interesse der Gemeinschaft. Die Reinigung und Ordnung des Zimmers besorgt jeder selbst, wenn er nicht überbeschäftigt oder krank ist. Auch in der Verpflegung und Kleidung sind alle gleichgestellt. Selbst der General macht darin keinen Unterschied. Es herrscht bei aller Machtfülle eine beispielhafte Schlichtheit. Und wer heute Oberer ist, kann morgen in die Reihen der Untergebenen zurücktreten.

Eine Ausbildung in Diplomatie und Staatswissenschaften erfolgt in der Regel nicht. Spezialausbildung in den mannigfaltigen Wissensgebieten wird jedoch sehr gefördert. Der Orden bringt jedes Opfer für die Ausbildung seiner Mitglieder.

Ein Stiefkind ist lediglich seit eh und je das Studium der Geschichte und ihrer Zusammenhänge. Darum bleibt der Jesuit trotz seiner hohen Intelligenz oft erschreckend einfältig und hat ein oft unverständliches und weltabgewandtes Urteil gerade in politischen Dingen. In seiner dauernden Systematisierung begreift er zumeist das Organische mit seiner Eigengesetzlichkeit nicht und verstösst gegen seine Ordnungen. Vor politischen Umtrieben der Jesuiten

heute noch Angst zu haben, ist ein Zeichen säkularer Zurückgebliebenheit. Allerdings sind Spezialgelehrte genauestens im Bilde und beraten vielfach die Diplomatie der päpstlichen Kurie, falls sie nicht sogar selbst durch Sonderaufträge in der Stille diese Geschäfte führen und Sachbearbeiter sind. Wie andere Ordensangehörige sind sie Konsultoren der päpstlichen Kongregationen, und der Privatsekretär des Papstes ist gegenwärtig auch ein Jesuit.

Der Orden wirkt aber indirekt sehr fühlbar auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens ein. Er ist seit seiner Gründung an der Schaffung einer geschulten katholischen Laienelite brennend interessiert und weiss die Methoden und Mittel geschickt zu ändern. Die Leitung von Gymnasien und Internaten und in der neuesten Zeit die Veranstaltung von Ferienakademien über religiös-ethische, kulturelle und soziale Fragen, die Führung der Männer- und Schülerkongregationen, die wie der Orden auf dem Autoritätsprinzip aufgebaut sind, dienen diesem weit gesteckten Programm.

6.

Von einer besonderen jesuitischen Theologie und Philosophie zu sprechen, wäre wissenschaftlich unkorrekt. Es ist einfach die Theologie bzw. Philosophie der römischen Kirche. Die früher allgemein vertretene suarezianische oder molinistische Linie ist grösstenteils aufgegeben. Selbstverständlich wird den Weisungen der römischen Kurie in allem Folge geleistet. Jede Fakultät besitzt ein gewisses eigenes Gepräge innerhalb der neuscholastischen Theologie und Philosophie. Bedauerlich ist nur, dass so grosse geistige Energien einem derart epigonenhaften System gewidmet werden müssen. Geistig selbständige Denker werden darin zumeist sehr unglücklich.

Darum verschiebt sich der Schwerpunkt der Gelehrtenarbeit mehr und mehr auf das Gebiet der Naturwissenschaften, wo nicht so schnell kirchliche Zensuren befürchtet werden müssen. (Es wäre eine sehr reizvolle Untersuchung, die Leistungen der Jesuiten auf naturwissenschaftlichem Gebiet und ihre mannigfachen Erfindungen eingehend zu würdigen.) Theologen vom Formate eines Franz Suarez gibt es heute nicht mehr.

Anrühige und moralgefährdende Lehren, wie der Tyrannenmord, dürfen nicht mehr gelehrt werden. Der Streit zwischen Dominikanern und Jesuiten, die sich bis in dieses Jahrhundert hinein gegenseitig noch verketzerten, ist von der päpstlichen Kurie auf

ein Mindestmass beschränkt worden und hat eigentlich nur noch historische Bedeutung.

Trotzdem enthält das Moralsystem und die von den Jesuiten vertretene Aszetik und Frömmigkeitshaltung sehr ernste Gefahrenpunkte. Die Moraltheologie ist mehr eine heidnische Tugendlehre denn die Ausdeutung der geoffenbarten christlichen Wegweisung. Auch enthält sie fast alle Extreme einer erschreckend gefährlichen Kasuistik. Wir wollen nicht verkennen, dass diese «negative Moral» ihren Wert für die Beurteilung von Gewissensfällen haben kann, dass aber auch im Wesen die Methode der «Apothekerwaage» und einer rein juristischen Beurteilung gerade das eigentlich Christliche aufhebt und zumindest verfälscht. Der tiefste Sinn aller Moraltheologie kann doch nur die Nachfolge Christi sein, alles andere ist Rückfall in die Religion der Vergesetzlichung, den Pharisäismus und darüber hinaus in die Ethik der Heiden.

Die scholastische Methode der Dogmatik führt mit ihren an die Mathematik gemahnenden Formeln leicht zu Fertiglösungen und ist die beste Wegbereiterin neuer Dogmen, die sich nicht mehr auf Schrift und Tradition stützen müssen, sondern als Scholien und Korollarien infolge rein denkmässiger Konsequenzen definibel erscheinen. Ein Musterbeispiel ist die 1950 verkündete Dogmatisierung der leiblichen Himmelfahrt Mariens, der aller Wahrscheinlichkeit nach weitere marianische Dogmen folgen dürften, sobald der Glaubenssinn der römischen Katholiken entsprechend bearbeitet ist. In diesem Sinne abgefasstes Schrifttum für die breite Masse steht bereits hinreichend zur Verfügung. Auch das Fest «Mariä-Vermittlerin aller Gnaden» wird bereits im Orden gefeiert, und das Herz-Mariä-Fest als Inbegriff des ganzen marianischen Kultes ist bereits auf die ganze Kirche ausgedehnt.

Der Jesuit hat einen Spanier zum Vater, darum sind seinem Denken oft «spanische Stiefel» angelegt, und seine Mutter ist die seltsam anmutende Frömmigkeit der romanischen Länder mit ihrer Veräusserlichung und Enthöhlung. Darum ist die Aszetik vielfach so ungesund, ähnlich der ganzen Frömmigkeitshaltung, die infolge der Entfernung von der Liturgie ins völlig Periphere abgesunken ist. Trotz oft sehr rationalistischer Einstellung wohnt der Aberglaube nicht weit, wie ja Abgründe immer beieinander wohnen. (Vgl. Reusch, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens, München 1894.) Darum liegt meiner Ansicht nach die grösste Gefahr des «Jesuitismus» nicht auf politischem oder kulturellem Gebiet, son-

dern einzig und allein im Theologischen und Religiösen: *in der Zentralisierung der kirchlichen Autorität und ihrer Absolutsetzung im römischen Papst und in der Dezentralisierung der Frömmigkeit.*

Herz-Jesu- und Herz-Mariä-Verehrung drängen alles andere zurück. Zwar versuchen einige einsichtige Theologen des Ordens, diese Strömung in die rechte Bahn zu lenken durch Besinnung auf die Quellen des Christentums, doch stehen sie auf einsamer Insel als ungerne gehörte Propheten. Alle nachträgliche Korrektur ist schon deshalb fruchtlos und ohne Erfolg, weil sie das bestehende Missverständnis eher vertieft und von denen noch als neues Öl ins Feuer empfunden werden kann, die sich ohnedies dem Aberglauben ergeben haben. Es wird niemals möglich sein, den sentimental und femininen Zug, der nun einmal in diesen Andachtsformen enthalten ist, und ihre theologische Unklarheit ins Zentrum echter Christumystik und -frömmigkeit einzulenken und theologisch unanfechtbar zu untermauern. Ob es dabei auch nicht wieder bei scholastischen Ausflüchten bleiben muss?

Das Stundengebet ist im Jesuitenorden als gemeinsames Gebet verpönt und strengstens verboten, doch nicht die täglich gemeinsam verrichtete Allerheiligenlitanei mit allerhand Zutaten und auch nicht die Teilnahme an Andachten der Volksfrömmigkeit, wie Maiandachten und anderen zumeist auch marianisch gestalteten Andachten mit sakramentalem Segen. Der Rosenkranz wird dem Stundengebet vorgezogen, wohl auch wegen der zahlreichen Ablässe. Zum Breviergebet Nichtverpflichtete sind zum Beten des Rosenkranzes verpflichtet.

Die heilige Messe wird grundsätzlich, auch bei feierlichen Anlässen wie Gelübdeablegungen, als sogenannte Stillmesse gefeiert. Als Grund dafür wird angegeben, dadurch mehr Zeit für seelsorgliche Arbeiten und das Studium zu gewinnen. Der Schritt vom Objektiven zum Subjektiven ist klar und eindeutig gemacht. Die Frömmigkeit ist ins Subjektive verbogen und rationalisiert. Man ist beinahe versucht, diese ganze dadurch ausgelöste Haltung für «anthropozentrisch» zu erklären.

Mit dem Nein zum Stundengebet und feierlichen Gottesdienst verbindet sich die Abneigung gegen jedwede liturgische Regung. Die liturgische Bewegung wurde darum zuerst von den Jesuiten heftig bekämpft. Dabei wurden sogar nicht immer lautere Kampfmethoden angewandt. Als man daran nicht mehr vorbeikommen konnte, wurden den Fachleuten die Hände gelöst, und es erschienen

dann aus der Feder von Jesuiten auch hierüber sehr eingehende und gründliche Werke. Allerdings haftet ihren liturgischen Forschungen immer eine gewisse Theorienhaftigkeit an, weil sie ja selbst aller liturgischen Praxis abhold bleiben und die liturgischen Probleme der Gegenwart durchaus nicht aus der Liturgiegeschichte allein gelöst werden können. Auch der missionarische Gesichtspunkt kann nicht allein bestimmend bleiben. Der Orden hat in dieser Hinsicht schon einmal durch den «Ritenstreit» üble Erfahrungen hinnehmen müssen.

7.

Heute ist der Jesuitenorden hauptsächlich durch seine Schulen und Internate, sein Schrifttum und sein Missionswerk bekannt. Die Jesuiten leiten einige Universitäten oder zumindest einige Fakultäten und verlegen sich immer noch sehr auf die Heranbildung von Jugendlichen in Konvikten und Gymnasien und wirken auch eifrig mit in der Jugendseelsorge durch Leitung marianischer Kongregationen und anderer Jugendvereinigungen, die ihr zumeist nachgebildet sind. (Z. B. in Deutschland der Bund «Neudeutschland».)

Im Schrifttum stehen, abgesehen von einigen ganz hervorragenden Einzelwerken, an erster Stelle die Gemeinschaftswerke, z. B. die wissenschaftlichen Erforschungen der Heiligenleben durch die «Bollandisten» in Belgien, die Herausgabe sehr verbreiteter theologischer und philosophischer Lehrwerke, zumeist in lateinischer Sprache, und die Herausgabe einiger sehr angesehener Zeitschriften, von denen nur auf die der deutschen Jesuiten hingewiesen sei: 1. «Stimmen der Zeit», die als Monatsschrift für das Geistesleben der Gegenwart bereits im 80. Jahrgang erscheinen, 2. «Scholastik», eine Vierteljahresschrift für Theologie und Philosophie im 28. Jahrgang, 3. «Geist und Leben», eine Zeitschrift für Ascese und Mystik im 26. Jahrgang, 4. «Die katholischen Missionen», eine Zeitschrift der päpstlichen Missionswerke im 73. Jahrgang. Dazu kommen Zeitschriften für die Jugend, wie der «Leuchtturm», «Der Kreuzritter» und eine Monatsschrift für christliche Lebensgestaltung «Die katholische Frau». Auf die zahlreichen Zeitschriften anderer Länder hinzuweisen, würde zu weit führen, die angeführten mögen als Beispiel genügen.

Auch die Literatur *über* die Jesuiten ist sehr vielfältig. Doch ist hier ein Wort der Warnung sehr am Platze. Rein schriftstellerisch und «journalistisch» ist der Orden nicht fassbar. Von aussen

allein – und das geschieht leider zumeist wegen der Geheimhaltung vieles Wesentlichen («ad usum Nostrorum tantum!») – kann er nicht gewertet und begriffen werden. Es gehört eine tiefere Erkenntnis dazu, die sowohl die Überschau ideengeschichtlicher und kirchlicher Zusammenhänge als auch den Sinn für übernatürliche Realitäten voraussetzt. So kann z. B., wie es oft geschieht, die in den Satzungen geforderte Weltzugewandtheit im Interesse der Gewinnung der Welt für Christus nicht kurzerhand als Verweltlichung abgetan werden, mag sie auch Gefahren in sich bergen, denen der Orden manchmal sogar erlegen ist.

Die gegnerischen Schriften entbehren oft der Sachkenntnis und der Sachlichkeit. Sie erweisen sich damit als Bumerang, indem sie zur Weitererhaltung des Nimbus beitragen, der den Jesuiten so notwendig und wesentlich ist. Was die Jesuiten selbst über sich sagen, ist natürlich durch die eigene Brille gesehen und schön gefärbt.

In der Volksmissionsarbeit, der ja längst nicht mehr die Bedeutung von früher zukommt, werden sie heute mehr und mehr von andern Orden abgelöst, wie Redemptoristen, Franziskanern, Kapuzinern und Oblaten. In der Priesterseelsorge betätigen sie sich desto mehr, und nicht selten sind die Spirituäle der Priesterseminare und Leiter der priesterlichen Rekolektionen und Exerzitien Angehörige des Ordens. Auch als Beichtväter sind sie wegen ihrer Milde und wohl auch wegen ihrer vielen Privilegien sehr geschätzt. Die Exerzitien im Sinne des Stifters sind ihre ganz spezielle Aufgabe, leider werden sie nur selten genuin gegeben, und die andern Orden, die ebenfalls gerne Exerzitienkurse veranstalten, haben viel zu ihrer Verformung und Verflachung und darüber hinaus zu ihrer falschen Wertung beigetragen.

Die Jesuiten haben sich moderne Seelsorgsmethoden zu eigen gemacht, sind gern gesehene Redner zu Zeitfragen, gehören in einigen ihrer Mitglieder auch zu den «Arbeiterpriestern» und ergaben sich leider auch der Manie der «Massenpredigten» wie Lombardi in Italien und Leppich in Deutschland, deren Methoden denen einer üblen politischen Propaganda nicht unähnlich sind.

Als im Jahre 1773 der Orden durch ein päpstliches Breve aufgelöst wurde, war er ein Opfer seiner Anpassungsfähigkeit an die Zeitumstände geworden. Aus der Anpassungsfähigkeit erwuchs allmählich eine gewisse Grundsatzlosigkeit und Verweltlichung. Zudem wurde ihr indirekter Einfluss durch Hofbeichtväter auf das

politische Leben unerträglich. Laxe Moral und einige Geldskandale entzogen ihnen allmählich den Boden ihrer Existenzberechtigung.

Durch die Restaurationsbestrebungen im Anfang des 19. Jahrhunderts wurde zum Leidwesen vieler der Orden wiederhergestellt und entfaltete seitdem eine rastlose und erfolggekrönte Tätigkeit, die das Wirken der «ersten Gesellschaft» (vor der Aufhebung) noch übertrifft. Vor der Aufhebung zählte der Orden in 39 Provinzen 23 000 Mitglieder, während er jetzt 32 000 Mitglieder in 55 Provinzen und Vizeprovinzen umfasst.

Nach der Wiederherstellung gelang es ihm, einen ungeahnten Einfluss zu gewinnen, der zuerst im Vaticanum einen vorläufigen Gipfelpunkt erreichte. Heute sind zudem fast alle religiösen Gemeinschaften und der Weltklerus von den Jesuiten beeinflusst und die Frömmigkeit der römischen Kirche weithin durch sie ins Periphere, ja Superstitiöse hineingedrängt.

Ihrem Wesen nach werden die Jesuiten immer das Extreme lieben und den Gedanken des Soldatischen auf die apostolische Arbeit anwenden, was in der Zeit des Zusammenlebens vieler Bekenntnisse auf einem Raume immer zu Friedensbruch und ungerechtfertigter Polemik führen wird. Auch ist die von ihnen vertretene Toleranz eine einseitige Angelegenheit, indem sie für sich in andersgläubigen oder gemischtgläubigen Staaten Duldung und Gewissensfreiheit verlangen, während sie in katholischen Staaten die Unterdrückung der Andersgläubigen fordern.

Die Idee des Ordens nach den Konstitutionen und seine theologisch-asketische Grundlage in den Exerzitien ist eindrucksmächtig und strahlend, seine Mittel und Wege jedoch, nur allzusehr den Methoden dieser Welt abgesehen, nicht immer glücklich und vor dem christlichen Gewissen vertretbar.

Der Orden, der an sich durch das Prinzip einer strengen Auslese geprägt ist, wird jetzt mehr und mehr von der Masse bedrängt, die seine Geistigkeit verfälscht und das Niveau notwendig herabdrückt. Es ist unter Menschen einfach nicht möglich, so viel Erlesene im Sinne des Institutes zu finden. Darum ist der feurige Wein des Ursprungs auch schon gehörig verwässert, und viele haben den Orden wieder verlassen. So beklagt die niederdeutsche Provinz unmittelbar nach Kriegsende 38 und die oberdeutsche 24 Austritte.

In sich selbst leidet der Orden durch die vielen Versetzungen, den Arbeitsplatzwechsel und die dadurch hervorgerufene persönliche Entfremdung und Kälte an einem fühlbaren Mangel brüder-

licher Liebe, was zu persönlicher Vereinsamung des Einzelnen führt und wahrhaft sprichwörtlichen Originalen kräftigen Nährboden bereitet. Es mag reizvoll sein, die dauernden Veränderungen zu beobachten – *varietas delectat* –, aber damit sind auch die ungesunden Eigenschaften des Vagantentums beschworen. Gerade in einer Welt des dauernden Wechsels bedarf es einer gewissen Konstanz und vor allem einer festgefügtten Gemeinschaft in Wahrheit und Liebe.

Zum Schluss bleibt nun noch zu sagen: Was können wir tun zur Lösung der Jesuitenfrage?

1. Wir wollen uns zuerst einmal sehr davor hüten, dem Orden mit veralteten Polemiken zu begegnen. Damit würden nur törichte Luftstreiche vollführt.

2. Wir wollen die leider noch zu sehr bestehende «Furcht vor dem schwarzen Mann» in uns selbst und bei andern nach gewonnener besserer Einsicht überwinden und den Orden seines Nimbus entkleiden.

3. Wir wollen darum den Orden eingehender kennenlernen und uns mit seiner Eigenart beschäftigen, ihn klar sehen lernen, wie er heute wirklich ist und morgen sein kann, um den dadurch für den Gesamtkatholizismus und die Einheit der Kirche drohenden Gefahren wirksam begegnen zu können.

4. Wir sind uns bewusst, dass nur aus wahrhaft katholischem Geist, d. i. ganzheitlich und umfassend und nicht aus konfessioneller Enge und Erstarrung, auch an diesen Fragenkomplex herangegangen werden darf.

5. Wir sind uns bewusst, dass wir als Kirche zur Lösung der Jesuitenfrage in der grossen Politik nicht viel beizutragen vermögen, aber wir sind uns auch bewusst, dass wir hier im kirchlichen Bereich eine besondere Aufgabe zu erfüllen haben durch die Darstellung des wahren und eigentlichen Katholizismus und die Darlegung des echten christkatholischen und damit alten uns überlieferten Glaubens, die Aufrechterhaltung der aus dem Evangelium stammenden, unverfälschten christlichen Moral und die Bewahrung der altkirchlichen und apostolischen Verfassung.

Bottropp.

Kurt Porsch.
